

Fremde Art

Autor(en): **Möhring, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572913>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schwarze Geselle vom Teufelsstein, „seinen Rosenkranz in dies dunkle Wasser zu werfen und dabei dreimal zu sagen: ‚Hole, Tüfel, hole, Tüfel, hole, Tüfel!‘ der braucht darnach nur ans Ufer zu knieen, die Hände bereit zu halten oder das Hirthemd auszuspreiten: die Fische von urchigem lötigem Gold springen ihm von selber darauf!“

Wie sträubten die Sennen die Ohren. Immer eindringlicher redete der Schwarze und redete ihnen so lange zu, es mit dem Rosenkranz zu versuchen, und erzählte ihnen soviel von den Herrlichkeiten der Welt, die sie aus den geschmolzenen Goldfischen sich kaufen könnten, daß der Stagelenn zum Entsetzen des Geißbuben auf einmal in den Sack griff, wie wild aufsprang und mit den Worten: „Hole, Tüfel!“ seinen Rosenkranz ins schwarze Wasser des Seeleins schleuderte. Und kaum hatte er's getan, so waren ihm die beiden andern Sennen schon gefolgt, und alle drei Rosenkränze versanken mit den gräßlichen Verwünschungen im See.

Jetzt war im See mit einem Mal ein seltsames Funkeln und Blitzen und Glänzen, und wie von tausenden und abertausenden goldenen Fischen schwärmte es gegen das Ufer.

Mit starren, gierigen Augen warfen sich alle drei Sennen in die Steine auf die Kniee und streckten ihre Arme weit aus. Da schlich sich der seltsame Geselle hinter sie, richtete sich hoch auf, daß er wurde wie ein Niese, und jetzt — der Geißbub wußte nicht, ist es ein Nebel, ist es ein grauer Mantel — breitete er seine Arme über sie aus wie eine Fledermaus, und . . .

„Jesus, Maria und St. Josef!“ schrie voll Entsetzen der Geißbub auf. Da donnerte von den gähen Flüssen herab eine mächtige Lawine und fuhr blitzgeschwind

in den Bergsee. Hochauf sprangen die Wasser, und ehe die Sennen aus ihrer Erstarrung aufzufahren vermochten, rasten die Wogen daher und rissen alles, was da lebte am Ufer, hinein in die unermesslichen Tiefen des Sees.

„Fränzel, Fränzel!“

Der Geißbub sank immer tiefer und tiefer.

„Fränzel, Fränzel!“

Jetzt aber packte ihn die Flut mit unwiderstehlicher Gewalt, trug ihn empor und schleuderte ihn von der — Ristern auf den Boden. Verwundert, das Entsetzen noch in allen Gliedern, richtete er sich halbwegs auf und stierte zum Hüttendach empor, durch dessen Ritzen der Tag blinzelte.

„Fränzel, was stöhnst denn so? Erwach' einmal und steh' auf, so können wir Ordnung machen, kalazzen und dann ins Tal zur Kirche!“

Jetzt dämmerte es dem Geißbuben. Gottlob, gottlob, also hatte er das alles nur geträumt!

„Ihr seid also nicht des Teufels, Wetter?“ machte er schlaftrunken.

„Was? Was sagst, du Malefizbub!“ lärmte wahrhaft erschrocken der Alte. „Ob ich des Teufels sei?“

Da war der Geißbub ganz wach geworden und begann unter dem Kaffeekochen dem alten Sennen seinen schreckenhaften Traum zu erzählen.

„Ja, ja,“ machte der Senn, als der Bub fertig berichtet hatte, „der Landstreicher da unten im Tal, der schwarze Zeinentoni, soll mir nur wieder einmal kommen und dergleichen Schelmengeschichten erzählen! Ich will ihm dann zeigen, mit was man den Stier ins Gras treibt, so will ich! Mach' jetzt, so kommen wir noch zeitig in die Kirche!“

— Fremde Art —

Skizze von Elisabeth Mähring, Steglitz bei Berlin.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Er kam aus dem schneebedeckten Wald, selbst rein gestimmt von der Reinheit umher. Seine Augen flammten, und alle Poren waren ihm offen, gierig nach frischer Kälte. Kiefern ringsum, durch Weiden nichts als Kiefern in ihrer frommen Melancholie. Das weißgraue Dämmern des frühen Abends floß auf die Welt vom Himmel her, an dem der Abendstern blaß und wehmütig aufstieg, als ob es ihm leid täte um das weiße Bild unter sich, das ein verfrühtes Frühlingswehen schänden würde.

Dem Wandernden knirschte der Schnee unter den schweren Stiefeln. Es war der Dorfschulmeister. Nichts war an ihm von der lächerlichen Dürftigkeit seines Standes; denn er war ein Bauernsohn, mächtig, vierkräftig — mit Schmiedsmuskeln und den Gliedern eines Stierkämpfers. Jetzt hob er die Arme in einem elementaren Verlangen nach der kalten Schönheit um sich her, daß sie ihre Stille in seine pochenden Pulse gößte. Mit einem Jauchzen schlürfte er die Luft, und dann piffte er ein Lied — ein Volkslied mit dem schwermütigen Ahnen eines Herzeleid's.

Hinter ihm lag der Wald; die Dorfstraße nahm ihn auf, und aus der ersten Kate klang Schimpfen und Kreischen. Ihm stockte das Lied, und er schritt hastig dorfein, mit einem Ingrimme, daß seine Schelldestimmung mit jedem Schritt dorfein verebbte. Und als er an der Kneipe vorüberkam, überlörnte ein Weiberfichern den letzten verklingenden Akkord seiner Seele. Es drang aus dem dunstigen Dunkel der Diele, wohl als Antwort auf eines Halbtrunkenen verliebte Rede. — Und dicht bei der Schenke die Kirche mitten im Friedhof, und dann die

Schule, wo er wohnte. Er trat ins Haus, gebückt; denn ihm war's jedesmal, als ob er unter den Bäumen gewachsen sein müsse. Drum legte sich ein Druck auf ihn in der Enge, und der Gruß, den er der ihm wirtschaftenden Schwester bot, klang kurz und unfrisch. —

„Jochen, der Bote hat 'nen Brief gebracht, 'nen doppelten mit was Hartem. Und der Pastor war hier, du sollst morgen die Red' leien; hei mut sin Schwester unner de Gr' bringen.“ Sie sprach noch ein Weilchen, er verstand sie kaum. Er sah nur den Brief auf der rotgewürfelten Tischdecke. Dann hörte er die Tür gehen und seine Schwester in der Küche mit Tellern wirtschaften. Mit großen Augen schaute er sich um — er war allein. Da langte er nach dem Schreiben und stierte auf die Schrift. Er hatte eine Angst zu öffnen. Er mußte es aber doch schließlich halb spielend, halb mit dem Instinkt der Neugier getan haben; denn ein gurgelnder Laut kam von seinen Lippen, und sein Blick bohrte sich in das Bild, das er in zitternden Händen hielt. Es war das Bild eines Mädchens. Aber das Mädchen war nicht aus seiner Bauernwelt, und der Duft, der dem Papier entquoll und den er mit gierigen Atemstößen einfog, war nicht daheim in dem niedrigen Raum, der nach kleinen Verhältnissen roch, nach Pastorenknäuel und ängstlich gehüteter Stubenwärme. Jochen Peters war manchmal in der Stadt gewesen, und vornehme Frauen hatten ihn mit ihren weichen Kleidern gestreift. Es hatte ihn zwar nie verlangt nach den unverständenen Regionen; aber er hatte doch seine Begriffe über das Schöne geändert, daß er gleichgültig neben den vollen, ufräftigen Mädchen seines Dorfes dahingelebt.

Er war gesund und voll treibender Kraft wie sein Wald und noch jung, kaum über dreißig; drum hatte er auch wohl an eine Ehe gedacht. Und doch — er war herausgewachsen aus seinem Stamm, seitdem er seinen Büchern gelebt. Der älteste von den Brüdern hatte den Hof bekommen, einen Hof voller Schulden. Ein Knecht mochte er nicht sein, und da er des Pastors Stolz gewesen, wurde er Schulmeister, und was vom Bauer an ihm blieb, war der gewaltige Körper, der sich nicht zufrieden geben konnte mit der das Ich zwingenden Lehre seiner Philosophen, in die er sich hineingearbeitet, seitdem ihm der Zwiespalt zwischen den ererbten und neuen Verhältnissen zu schaffen machte.

Er war allein, ohne Freund; denn der junge Pastor war ein Hochmütiger, der den Bauern in ihm nicht verstand und dessen akademische Vornehmheit ihn nicht warm werden ließ. Sein Streben und seine Kämpfe waren sein; es hatte niemand im Bösen und niemand im Guten daran teilgenommen. Das hatte ihn zum Einsiedler gemacht. Manchmal, wenn er litt unter dem Schweigen, zu dem er verdammt, wurde er zum Dichter in seinem Schmerz. Es waren Gedichte ohne Reim, ohne Versmaß, stimmunggetragene Prosa, Kunstwerke, die kein Ehrgeiz vergiftete; die Leidenschaft hatten sie zur Mutter und den Kampf zum Vater gehabt. Sie waren zu subjektiv, als daß er sie in eine andere Seele hätte senken mögen. Er hätte sie auch nur einmal so, und nur so schreiben können; denn sie waren zufällig wie Wolkengebilde.

Als er im Sommer zum ersten Mal das Gebirge gesehen und begriffen — wie sollte ein gefesselter Niese den andern nicht begreifen? — war seine Muse neben ihm hergeschritten, seine wilde, feurige Muse, die mit ihm aus dem Wildbach trank und jauchzend blühendes Kletterkraut vom Felsen riß und ihre jungen, weißen Glieder im Alpenglüh badete.

Da hatte er auf einer Abendwanderung das Buch verloren, in dem er seine Lieder vor der Welt barg. Er suchte nicht, obwohl ihn der Verlust schmerzte. Das Buch trug seinen Namen und den seines Dorfes. Er war von jener naiven Ehrlichkeit, die von der Menschheit nur Ehrlichkeit erwartet, trotz der Unehrlichkeit des einzelnen, und er rechnete immer mit dem großangelegten Ganzen.

Als er wieder in sein Dorf kam, fand er ein Päckchen vor. Es war sein Buch und ein Brief von einer Frauenhand. Ein sonderbarer Brief — halb hochmütiger Hohn auf so viel unverbrauchte Naturkraft in ihm, halb ein scheues Verstehen und noch scheueres Sehnen nach solchem Empfindenkönnen.

Er hatte wieder geschrieben — einen unbeholfenen Dank und eine trogige Abwehr.

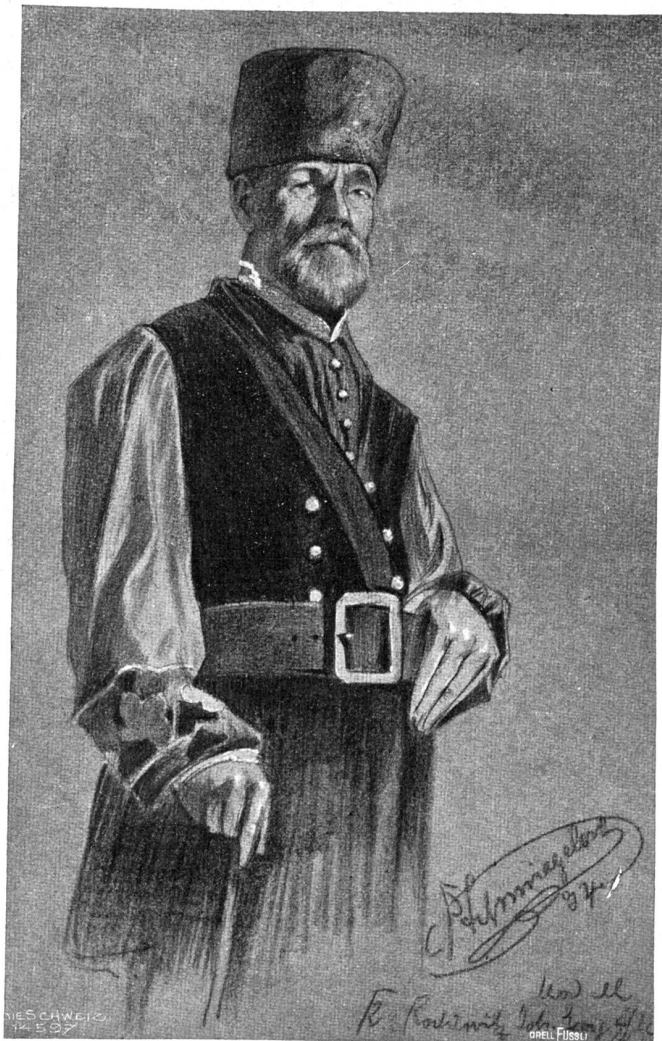
Dann tauchten sie Brief um Brief, anfangs, ohne ein Denken an des andern Persönlichkeit. Er, der Schweiger, war

selig, reden zu können und Licht aus einer Welt zu empfangen, für die er nicht geboren war. Denn die Fremde war eine Vornehme, die anders sprach als er, die anders dachte und unsagbar kühl empfand, der er wieder mittelsten mußte von der Prometheusglut in sich. Oft war ihr Ton von einer frivolsten Grazie, die ihn empörte, weil der Schulmeister, der das „Deutschland, Deutschland über alles!“ am Sedantag mit seinen Kindern noch mit einem heiligen Schauer sang, meinte, Esprit und sittlicher Vandalismus wären die Nationaltünden einer andern Art. Dann tabelte er, und sie lachte den Sempel aus. Aus der Eleganz ihres Stiles glaubte er sie sichern zu hören über den Michel, der nach seiner seligen Mutter „Gottestischleib“

sich das Drum und Dran jeder Frau zurechnitt. Und doch, wenn er ihre Briefe gelesen, war ihm traumselig und heiß zugleich, wie nach einem schweren Wein, der ins Blut steigt.

Jochem Peters war schließlich ein — Mann. Er hatte nie in persönlicher Beziehung über Platon und seine Freundschaftstheorie nachgedacht, und empfand plötzlich mit nie gekannter Macht das verzehrende Begehren nach einem Weib. Er schrieb viel öfter als sie, fast täglich, und wenn dann einer ihrer kurzen Briefe kam, die immer nur Momentbilder und Salonstücke ohne Tiefe waren, die immer das Frou-frou der Mondaine in seine Dorfstube trugen, überwältigte ihn etwas Sonderbares — ein körperliches Sehnen. Er riegelte die Tür hinter sich ab, er reckte und dehnte sich mit geschlossenen Augen und einem Verzücken um den Mund, aus dem es wie stöhnendes Pfeifen ging. Er konnte in solchen Momenten das Papier zerdrücken und küssen. Er hätte sich töten können in solchem Rausch. Und wie er litt, wenn ein Brief lange ausblieb oder wenn er beim Schreiben sein Empfinden niederzwingen wollte! Das hatte er ja nicht gelernt, und er tat es auch nicht lange. Er war nicht wohlgezogen genug, um das große Element zu ignorieren, das zum ersten Mal tyrannisch in seine Ruhe griff.

Mit zitternden Händen schrieb er liebestrunkene Briefe, nachts, wenn ihm sein Lager zu schwül wurde und die Decke auf ihn stürzen wollte und ihm das Blut falschofopische Wirren vor die Augen trieb. Manchmal glaubte er, der Morgen würde ihn wahnsinnig finden; aber er fand ihn nur mit matt arbeitendem Nerv und der Unlust, wachen zu müssen, wo er die Seele voll schlaffeligen Sinnes hatte. Und doch machte er sich kaum ein Bild von dem Wesen, das seine Tage und Nächte ausfüllte. Hochmütig mußte sie sein und blaß wie fast all die feingliedrigen Frauen im Westen der großen Stadt. Und dann sah er auf seine breiten, kurzfingerigen Bauernäufte und lachte auf. Er würde sie zerbrechen, wenn — und er zog den Atem feuchend durch die Zähne bei dem „Wenn“, das er nicht ausdenken konnte.



Russe. Nach Kreisbezeichnung von Pedro Schmiegelow, Zürich.



Die Habsburg. Plakatentwurf in Tempera von Pedro Schmiegelow, Zürich.

Er erwartete nicht seine Blut von ihr und meinte arglos, es müsse ihr sein wie den schneenumgürteten Firnen. Und doch suchte er nach einer halben Zärtlichkeit, die zwischen den Zeilen liegen konnte, und bettelte darum. In seinem Traum lag er ihr zu Füßen und flehte: „Küsse mich einmal nur und mache mich zum Gott für einen Herzschlag!“

Da schrieb sie einmal zum Schluß: „So, Freund, nun küß ich Dir die Schwärmeraugen und bitte die guten Nothelfer, daß sie Dich bewahren vor der Kinderkrankheit, die man Liebe nennt.“

Das einzige Du — der einzige Kuß auf soviel Liebfosungen! Und dann ein Schweigen durch Wochen. Wochen, in denen er kaum ein Wort sprach außer denen, die ihm Pflicht waren. Wochen, von denen er nur die Nächte behalten. Wie oft er geschrieben und um ein erklärendes Wort gebeten, er wußte es nicht. Stolz war's anfangs nicht, der ihn zwang, sich zu fügen. Mutlosigkeit war's. Aber als ihm der Verdacht kam, daß er ihr ein Niesenspielzeug gewesen und daß seine nackte Liebe ihren kalten Sinn für einen andern entflammt haben mochte, da regte sich der Bauernstolz und hielt sein Krankwerden nieder; denn er war am Ende mit seiner Kraft.

Der Alte war er nicht; es kreifte ein Gift in ihm, das ägte ihm Treu und Glauben fort. Er hatte viel gelernt in den letzten Monaten und war in die Moderne getaucht — grundtief. Und was ihm die Fremde für immer geraubt, das war das Zuhausesein. Er hatte sie im Grunde doch lieb gehabt, die niedrige verräucherte Stube, die ausgefahrene Dorfstraße, die Schwester, die für ihn sorgte, und das dünne Glockenläuten am Sonntagmorgen. Das war hin, seitdem der verneinende Geist in sein Leben getreten. Nur der Wald, dessen Schönheit ihm kein grazioses Wagnis verzerrt, machte ihn wieder zu dem, was er gewesen.

So war er am Abend heimgekommen, mit einer fieberfühlenden Ruhe im Herzen und dem guten Willen, Frieden zu haben mit sich selbst. Das fiel ihm ein, als er mit zornigen Augen das Bild anstarrte.

„Warum läßt du mir keine Ruhe, du Fremde? Bleib doch auf deiner Höhe!“ kam's gurgelnd von seinen Lippen. „Ich habe dich nicht herniedergerufen in mein ruhiges Flachland. Und warum gleichst du nun doch dem Weib, nach dem ich die Arme gestreckt? Du ziehst die schmalen Lippen so spöttisch. Wohl über mich, den die Kinderkrankheit so matt gemacht. Aber ich will meine Kraft wieder haben — meine Bauernkraft, die du verhöhnt, weil sie dich erschreckt.“

Immer leiser hatte er gesprochen, und sein Blick sog sich fest an dem stolzen Gesicht, aus dem ein Paar Augen halb müde, halb überlegen in die Welt sahen. Es mußten Augen sein, deren Flammen sich unter den schweren Lidern bargen, die dem Blick die rätselhafte Müdigkeit gaben. Jochen Peters war noch immer zu naiv, um zu sehen, welch Raffinement in den eigenartigen Zügen und in der Haltung des Kopfes lag. Einer aus der Welt, wo man lebt, hätte zu dem Mädchenbild gesagt: „Ich kenne dich und weiß, wie man deine Art zwingt: Kälte gegen Kälte und Flamme gegen Flamme!“

Was wußte der Bauer davon! Er fühlte nur, daß ihn der verschleierte Blick aufregte. Er legte das Bild beiseite und nahm den Brief, dessen weicher Duft ihn quälend erhitzte. Was wollte sie noch von ihm? Langweilte sie sich in ihrer Welt, und wollte sie das alte, amüsante Feuer in ihm wieder schüren? „Es ist um die Karnevalszeit,“ dachte er bitter; „da darf man schon Schächerin spielen oder auch Satanelle, wenn's Kostüm nur zu Gesicht steht.“

Und doch las er mit ungewollter Gier:

„Mein Schwärmer!“

Sind Sie eingeschnitten mit ihrem Genius? Tant pis — mir geht's auch so. Aber wo, nicht wahr? In dem Bergdorf, in dem ich im Stragenschnur Ihre Lyrik fand. Eingeschnitten auf der Flitterwochenfahrt! Gott, wenn Sie nicht so en arrière wären, würden Sie zwischen den Zeilen lesen! — Also: „Du Ring an meinem Finger“ seit vier Wochen, und dazu — eingeschnitten auf der Hochzeitsreise im D-Zug! Man muß nicht abergläubisch sein, und Sie wissen auch, daß ich alle Lebens-



Altes Haus an der Eidmattstrasse in Zürich. Nach einem Temperabild von Pedro Schmiegelow, Zürich.

lagen auf Eis stelle. Unter uns, ich war nahe daran, mich in ein Idyll zu verträumen. Es gibt ja im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Weltgeist ‚ferner ist‘ als sonst und wo man auf die ganze Philharmonie verzichtet für den Genuß von Schweizerkäse mit Kuhglockenbegleitung. Aber in der zwölften Stunde addierte ich: Nichts zu nichts gibt nichts. Darum schwieg ich auf Ihre Briefe. Vielleicht tat ich Ihnen weh; aber es war das einzig Vernünftige so, nicht wahr? Nun habe ich mich verheiratet unter der Devise: ‚Mon ami, pas d'échauffement, je vous en prie!‘ Wenn man statt der Milton nur die dazu gehörigen Präntationen besitzt, darf man sich nicht lange überlegen, ob sich Maikühle und späte Johannistriebe vertragen. Bah, das verstehen Sie nicht! Sie wärmen sich an Ihren Schulmeisteridealen und sprechen Ihr ‚Gerichtet‘ über mich und meine Art. Meine Welt aber schreit: ‚Selig, selig, selig!‘ Ob ich's bin? Sagt's mein Blick auf dem Bild? Ach, die Gefilde der Seligen... Ein jeder Mensch hat sein Garteneckchen drin... Aber wo blüht die blaue Blume? Bei Dir, Du Freund, im flachen Land. Hier oben bei uns weht's kühl, da wagt sie sich kaum über die Erde, und tut sie's einmal arglos, dann kommt der Nord, der auch Vernunft heißt, und sagt: Geh unter die Erd' und mach die blauen Augen zu; denn, was du schauen wirst, macht sie dir trüb... Lebe wohl...“

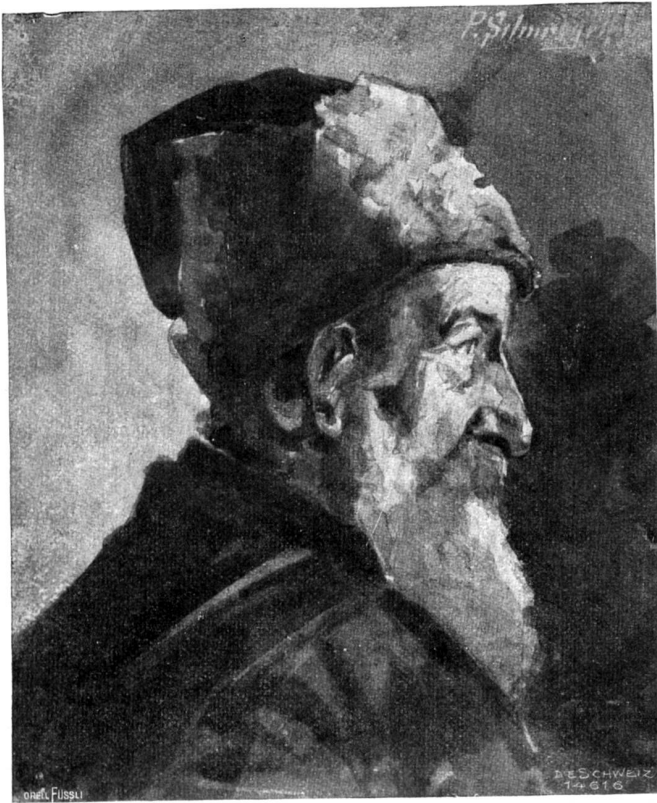
Weiter nichts — kein Gruß — kein Name. War's ein Aufschrei, dieses Lebewohl? War's ihre kokette Kunst, ihn von neuem aufzuregen durch das Wechselspiel ihrer Stimmung, daß er etwas Außergewöhnliches in das Alltagswort legte? Er griff wieder zum Bild und schaute finster in das verschlossene Gesicht. Keine Klarheit. „Sphinx du,“ murmelte er, „du willst mich töten; aber du sollst nicht! Das Rätselspiel ist aus. Der Bauer ist zu schwerfällig dazu und sein Herz zu ehrlich. Was weißt du von den Gefilden der Seligen und was von der Dante'schen Hölle? Du, die du alle Leidenschaft von dir fern hältst und deine weißen Fingerspitzen nur zum Spiel in fremde Gluten tauchst? Was sprichst du von der blauen Blume? Sie war dir doch sonst zu sentimental. Ja, in meiner Tiefe wollte sie einmal blühen: da stieg ein herzloses Weib in mein Tal

und hauchte den Reif darüber, der sie verdarb. Das Weib war schön und blaß, mit einem weißen Kleid angetan, und blickte aus den müden Augen der Todesgöttin.“

Er flüsterte noch viel, bald weich und dann wieder ingrimmig, daß das prickelnde Gift ihrer Eigenart noch wirkte, stärker wirkte denn je. Ihm zuckte jede Faser, und sein Blut kochte ihm in den geschwellenen Adern der Schläfen. Wenn das Bild durch einen Zauber zu Fleisch und Bein würde — was dann?

Mit geballten Fäusten und einem Fluch auf den trockenen Lippen warf er sich auf die Ofenbank und schlug hart mit dem Hinterkopf gegen die grünen Kacheln, daß ihm ein Sausen und Dröhnen durch das Mark ging. Das Bild hatte er in einer Angst, den Verstand zu verlieren, weit ins Zimmer geschlendert. Da lag es im Halbdunkel, jenseits des runden Lichtkreises, den die Lampe warf, und schimmerte zu ihm herüber und drängte sich in sein qualvolles Sinnen.

Jochen Peters merkte nicht, daß die Tür ging und seine Schwester mit dem Abendbrot eintrat. Sie aß eigenfönnig in der Küche. Der Jochen hatte ihr so „genierliche Seminaristenmanieren“ beim Essen. Das Städtische an ihm verdroß sie. Seitdem sie ihm wirtschaftete, war etwas Unbequemes in ihr Leben getreten. Sie war Fräulein Peters und nicht mehr schlechtweg die „Mine“, die Sonntags im „lustigen Jäger“ zu Tanz gehen konnte. Sie hatte keinen Ehrgeiz, und ihr Rangverständnis ging nach dem Mehrbestis von Pferden, Rindvieh und Wiesengrund. Des Bruders Schweigsamkeit fränkte sie aber doch wie Mißachtung, und wenn sie zu dem andern ging, der den Hof hatte, machte sie ihrem Herzen Luft und schimpfte auf die „städtische Liebe“, die der Jochen sich auf der Sommerreise „angekauft“. Sie kannte die Schrift genau. Es kamen auch sonst nicht viel Briefe ins Haus, und es hatte sie gefreut, daß das Herumziehen und Schreiben ein Ende hatte. Im Grunde war's nur Eifersucht und Abwehr gegen das, was den Bruder ihrer Art entfremdete; denn er war im Grunde ein Bauer und nichts Besseres als der andere, der sich das Mark aus den Knochen arbeitete, um den Hof wieder hoch zu bringen. Allerdings sein Leiden war ihr nicht entgangen, und sie hatte



Polnischer Jude. Nach Aquarellskizze von Pedro Schmiegelow Zürich.

ihn zu trösten versucht auf ihre plumpe, gutgemeinte Weise mit Andeutungen, die Jochen Peters nicht verstanden, weil er sein Tun und Lassen unbeobachtet geglaubt.

Sie hatte den Tisch gedeckt, das wollte er so. Nun schaute sie sich nach ihm um, der regungslos mit glasigem Blick und halboffenem Mund ins Leere dämmerte, und erschraf. Er sah so verrückt aus und stierte nach irgend etwas, — meinte sie und hielt Umschau. Da lag das Bild zu ihren Füßen, sie wäre fast mit den groben Holzspantoffeln daraufgetreten. Sie hob es auf und hielt es gegen das Licht. Jochen sprach kein Wort; er schien es kaum zu merken, bis ihr derbes Lachen ihn ermunterte.

„Jesses, Jochen, is det din Lew? Nee, so wat, dat nimm mit nich üwel! Det süht ja ut wie'n Mondsüchtigen, so mit de flusigen Locken um de Stirn un de Ogen vull Sloop! Nee, un de dämliche Ballkleddach! Dat is ja nich'n beten anständig! Nee, Jochen, de lat man in de Stadt mit de zimperlichen Fingers! Dat is niz für'n Husstand, wo'n beten Landwirtschafft dorbi is!“

Ein bitteres Lächeln irrte ihm um den Mund. „Ja, süht du, du lachst süßens. Nee, nee, da kunnst nich brufen upt Dorp! Die warst ja terbrofen, Jochen.“

Sie trat dichter zu ihm; da sah sie erst, wie wüst er aussah, und daß ihm das schlichte dunkle Haar wirr in die niedrige Stirne hing, auf der Schweißtropfen perlten.

„Min Jochen, wat is di? Ich bin hart west de letzte Tid; dat sull anners weren. Süht nich so ut, so nach Graw un Kirchhof! Min Breuder, wi sün Buernort; wi haht dat anner Volk as wat Unahrlichs. Un dat Mäken is unahrlich west gegen di. Lat man gaud sin; dat is beter, du siehst dat in und warst farig mit de Sof.“

Ihre Hände lagen auf seinen mächtigen Schultern, die ein schwer beherrschtes Empfinden zu schütteln schien, und ihre klaren Augen sahen ihm mit so treuerzigem Gram in die Seele, daß sich die Qual der letzten Zeit löste. Mit einem Schmerzenslaut griff er in die Luft; dann zog er mit leisem Wimmern das Mädchen auf seinen Schoß und drückte seinen Kopf an ihre Brust.

Lange saßen sie so. Draußen gingen singend ein paar Mädchen vorüber, die sangen breit und schleppend:

„Die stillen, tiefen Wasser,
Die haben tiefen Grund . . .“

Jochen Peters drückte sich fester an das Mädchen — es war das Lied, das ihn aus dem Wald begleitet. „Dumm Tüg!“ flüsterte Mine und hielt ihm die Ohren zu.

„Sie kümmt von de Amtmännin ehr Spinnstuw und singt ehr oll Döntjes: son näfschen Snak, se wart sich verfüllen.“

Und sie redete hin und her, damit er über seine Gedanken fortkäme. Manches wollte ihn schmerzen; denn wo Bauernhände hingreifen, tut's weh, trotz gutem Meinen.

Nach einem Weilschen hob Jochen den Kopf. Jetzt, da er ruhiger empfand, schämte er sich vor dem Mädchen, und sein Blick war unstät.

„Ich will noch ein Weilschen in die Luft, Mine. Wart' nicht auf mich, es könnt . . .“

„Jochen!“ schrie sie auf. Das dumme Lied lag ihr plötzlich im Sinn.

„Jochen, nee det nich!“ Und sie zwang ihn mit der Gewalt ihres schweren Körpers nieder auf den Sitz.

Da verstand er, was sie ängstigte, und er nahm sich zusammen, daß seine Stimme fest klang.

„Meinst du das?“ Und er wies mit dem Finger in die Nacht, wo das Lied verklungen war. „Das wäre nicht unsere Art, und die muß ich wieder haben. Mein Blut ist verdorben durch . . .“

Er brach ab. Das hätte sie nicht verstanden. Schweigend holte sie ihm den Mantel und zündete ihm die Laterne an. Er aber streichelte ihr das rissige, grobe Gesicht; dann ging er. Sie stand noch ein Weilschen in der Tür und schaute ihm nach. Seine Haltung nahm ihr den letzten Arg.

Als Jochen Peters in später Nachstunde heimkam, fand er weder Brief noch Bild. Es hatte ihn doch eine Angst um seine Festigkeit gefaßt bei dem weichen Duft der Blätter und dem seltsamen Frauengesicht. Er hat auch nicht gefragt und nicht erfahren, wo Brief und Bild geblieben. Grobe, verarbeitete Frauenhände haben beides zerrissen, und eine Herdflamme hat die Fäden verzehrt.

Im „Chiostro verde“ zu Florenz.

Nachdruck verboten.

Ein Frühlingssonntag in Florenz. Betäubender Straßenlärm und Ströme von Fremden. In der Kirche Santa Maria Novella herrscht kühle Dämmerung; sie ist menschenleer, und auch von der Außenwelt ist kein Laut mehr zu hören. Der Küster öffnet eine kleine Tür, schließt sofort wieder hinter mir zu, und ich sehe allein im einsamen Kreuzgang. Ein heller Nafenspiel mit kleinem Eisenkreuz in der Mitte wird von einer niedern Mauer eingefast, und darüber wölben sich gedrückte Steinbögen von Säule zu Säule, den Hofraum freilassend, der nur den strahlendblauen Himmel über sich sieht. Hinter

den Säulen sind die Wände mit Fresken Uccellos bedeckt. Grün in grün gemalte Geschichten der Genesis, teilweise mit rotem Himmel. Die vierte Wand bildet die eingebaute Cappella degli Spagnuoli. Von einer Seite aus sieht man unmittelbar über sich den schlanken Glockenturm in den Himmel steigen.

Alles torenstill; um so lauter reden die Geister der Vergangenheit. Das Mittelalter in seiner ganzen fast erdrückenden Großartigkeit. Jene Zeit, in der viele sich nichts anderes vorstellen als einen rauchenden Scheiterhaufen mit Kegern, jene Zeit offenbart sich hier unverändert in ihrer einstigen